

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 100 (1990)

Artikel: Aus der Erzählung Das Kind im Wald
Autor: Halter, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ernst Halter

Aus der Erzählung *Das Kind im Wald*

Rauch von brennendem Tannenreisig steigt ihm in die Nase: Menschen. Er schleicht sich an, lautlos von Stamm zu Stamm, und überblickt eine flache Mulde: Verheerung, kreuz und quer entastete Stämme, aus der Mitte des Durcheinanders steigt Rauch. Sie hauen den Wald um, sie hausen in seinem Reich. Er kauert sich nieder, lässt den Druckknopf aufspringen und zieht das Messer: Niemand hat das Recht, hier zu sägen und zu töten. Er starrt auf die sich drehende, bläuliche Rauchsäule, empört, fasziniert von der Gewalt, die über so viel grössere Leiber triumphiert hat. Er richtet sich auf, und jetzt sieht er zwei Männer, sie sitzen auf einem Stamm, beide den Kopf erhoben, und äugen kauend in die Richtung des Geräuschs seiner Schritte. Chingachgook würde jetzt das Messer an der Spitze fassen und werfen, ins Herz. Roman hängt es schlaff in der linken Hand. Er geht rascher, verlässt die Deckung, tritt auf die Wüstung hinaus und grüsst. Sie nicken, der ältere der beiden hört zu kauen auf und lächelt mit einem goldenen Zahn. Roman wird rot, er ist kein Indianer, kein Zar, kein König, er ist klein, gedemütigt. Da hebt der andre die Hand, in der er ein offenes Sackmesser hält: «Hesch de Hirsch scho broote oder heschno Hunger?» Der Jüngere grinst und kaut. Die Hand winkt mit dem Sackmesser: «Chumm nuur, mersind nonid zarme Taage, slängtou fürne Grosswildjeger.»

Widerwillig, doch seiner Unantastbarkeit sicher, denn er ist es gewohnt, von Erwachsenen gut behandelt zu werden, nähert sich Roman den Männern, wobei er Distanz vom Gluthaufen hält, dessen Hitzestrahlung gleich dem Gewicht einer zweiten Sonne auf seinem Gesicht lastet. Der Ältere, in mächtigen ledernen Knieschalen und Beinschienen, hat sich umgedreht und kramt hinter dem Stamm in einem abgestossenen, braunen Felltornister. Roman tritt neben ihn und spürt plötzlich nagenden Hunger. Der Mann blickt auf, er hat dichtes graues Bürstenhaar und einen Stoppelbart: «Hock äntlech ab, sfrissti niemert.» Der Jüngere beginnt zu lachen: «Mee aus ei Biis wäärounid anim.» Der Ältere häuft Käsescheiben und Salamiräder auf rötliches Einwickelpapier, wie der

Metzger es verwendet, und schiebt sie über den Stamm: «Nimm, chaschs bruuche.» Dann reicht er dem Jungen, was vom Laib Schwarzbrot übrig ist: Das könne er ja selbst schneiden. Roman dankt und setzt das Messer an. Die graue Brotmasse gibt dem Druck der flach geführten Klinge nach, Rindenkrumen spritzen; er bohrt die Spitze senkrecht ins Brot, beginnt zu säbeln und löst die erste, unregelmässig dicke Scheibe. Der Waldarbeiter lächelt: «Da gseetjo akkuraat uus, wiwe zwoi Meitli aBoum umtüend.» Roman spiest Salami und Käse vom Fettpapier und verteilt sie über die grossporige, grob abgetreppte Schnittfläche. Er beisst ab, kaut, sieht auf den grauhaarigen Mann und den Gluthaufen, in die blau sich ringelnde Rauchsäule, und je länger er die Beine in den mehlbestäubten Manchesterhosen und die müden Füsse in den festen, etwas ausgelatschten Schuhen baumeln lässt, abbeisst, kaut, Wursträder und Käsescheiben nachschiebt, desto stolzer fühlt er sich. Er beobachtet die knappen Bewegungen, mit denen die Holzer das Mittagsritual erledigen, das Trinken aus der Flasche mit pumpendem Kehlkopf, das Abwischen des Mundes mit dem Handrücken, und eine mehr geknurrte als gesprochene Bemerkung des Jüngeren, hoffentlich harze es von nun an weniger, nimmt er fast wie eine Botschaft auf. Der Ältere dreht sich herüber: Trink. Bis zu diesem Tag hat Roman nur aus der Feldflasche des Vaters getrunken, in den Ferien, auf golden verbrannten Alpen. Er deponiert sein Mahl auf dem Stamm und ergreift mit beiden Händen die grüne Flasche, sie trägt keine Etikette, sie hat einen schlanken Hals, und er hebt sie zu rasch an. Leicht faulige, säuerlich prickelnde Flüssigkeit überschwemmt ihm Mund und Kehle, er senkt die Flasche, hustet, das Getränk ist weder schlecht noch gut, ist fremd, doch kühl. Er nimmt noch einen Schluck und noch einen, denn er hat Durst, ihn schaudert. Als er absetzt, bemerkt er, dass ihm der Ältere zugesehen hat, noch immer das Lachen in den Fältchen um die hellgrauen Augen: «Hesch sittem Schoppe nonie usere richtige Fläsche ttrunke, gäu! Är jäset, daschguepfür zWachse, dewirsch gross untstarch. Öppe nit?» Der Jüngere ist daran, einen Stumpen anzubrennen; als die Flamme dreimal ausgeschlagen hat, nickt er.

Die dritte Scheibe schneidet Roman bereits mit Eleganz vom Brotlaib. Noch nie hat es ihm so gut geschmeckt. Wieder darf er trinken, die Fauligkeit des Mosts macht ihm weniger zu schaffen, das Prickeln steigt ihm in die Nase, er niest. «Muesch nidhei?» Er schüttelt den Kopf: Er habe heute frei. «Am Friitig? Hesch tSchueu gschwänzt?» Er nickt; zwar

stimmt es nur halb, er ist noch krank geschrieben und hat die Mutter tagelang bestürmt, bis sie ihn, weil's ein Tag aus dem Bilderbuch war, hat ziehen lassen: Pass gut auf! Doch das, entscheidet er, ist zu kompliziert für die Männer. «Wohäär chunsch? Wi auppisch?» Er kaut zuende, schluckt, gibt Auskunft. Da brennt ihn plötzlich ein scharfes Leid, denn ihm wird bewusst, dass er wieder sichtbar geworden ist: für die beiden in ausgewaschenen Overalls steckenden Männer bewohnt er ein Haus in der Stadt und hat Eltern. Ihm bleibt nur ein Rest von seinem Walddreich: im Kopf, dort, wo die Bilder wechselnd vorüberziehen. Der Mondwolf ist zurückgeblieben.

Die beiden kommen von ennet dem Berg, aus dem Dorf, dessen Schnupftuchbauern seit Generationen von ihrer Arbeit in den Fabriken der Stadt leben. Er gewinnt an Gewicht; sie kennen, spürt er, seine Welt nur lückenhaft. Plötzlich möchte er von den Streckentafeln der Schnellzüge erzählen, die im Bahnhof halten, dass er mit den Eltern ins Konzert geht, dass er einen Fabrikbesitzer, einen hageren Herrn mit weissem Schnurrbart, und sogar den Chefarzt des Stadtsitals kennt. Doch er mag nicht aufschneiden, und vielleicht wissen die Männer mehr als sie sagen. Er steckt die Dolchklinge zweimal tief in den Waldboden, wie es der Vater nach einem Picknick mit dem Offiziersmesser zu tun pflegt, wischt sie am Fettpapier sauber, stösst sie in die Scheide, presst den Druckknopf am Lederriemen fest und fragt den Mann, der ihn nicht aus den Augen gelassen hat, ob er ein Pferd besitze. Nein, aber zwei Kühe, die gäben Milch, dann ein Kalb, Hühner, Kaninchen und ein Stück Land, die Kinder seien ausgeflogen, eine Tochter sei in der Stadt verheiratet: «Kennsch drMoor Heinz? Är schaffet idr Fäärppi und wont idr Auttike.» Roman schüttelt den Kopf; er wohnt auf einem Hügel über der Stadt, das Altachen-Quartier liegt weit draussen in der Ebene, er kennt nur wenige Menschen. Der Holzer hat die Frage wohl nur aus Höflichkeit gestellt. Er stopft sich eine Pfeife und streicht an der Innenseite der linken Beinschiene drei Streichhölzer an, es blakt auf, und mit einem Holzstückchen presst er die Glut fest: «Wohee wettschde riite?» Der Junge holt tief Atem: Durch einen Wald, der nie ein Ende hat. Die beiden lachen gutmütig, – und er hat wieder einen Teil seines Geheimnisses verraten. Der Ältere nimmt die Pfeife aus dem Mund: «Isch daas aus? Chasch mipmer tuusche. Dää Waud hämmer vomMorge früe bis zobig spoot, aberou sGsüchti. Wosch none Schluck?» Roman greift nach der Flasche.

Meine Eltern hatten – wussten sie's? – Gottvertrauen. Der Gedanke, dass mir während der vielen Stunden, da ich im Wald untertauchte, Böses zustossen könnte, kam ihnen nicht. Pass gut auf: die Mahnung meiner Mutter meinte: Brich dir kein Bein, fall nicht von einem Baum, krieche nicht zu tief in die Höhlen. Dass mir über Bubenungeschick hinaus etwas Unaussprechliches zustossen könnte, dafür fand sich in ihrer Lebenserfahrung wohl kein Beispiel. Sie las allzu selten die Zeitung und dann vor allem die internationale «Weltwoche», nicht das lokale Tagblatt. Oder waren die Zeitläufte unschuldiger? Es war vulgär, am Tisch über Unglücksfälle und Verbrechen zu tratschen. Man sprach von der deutschen Kriegsschuld, von Harry S. Trumans Wiederwahl, Churchills Niederlage, vom Kalten Krieg, von Molotows Njet! in der UNO. Ich hatte politische Ansichten vor sozialen Erfahrungen.

Ein Dauerthema war die Schule, sie raubte mir die Freiheit, doch brachte ich sie fast reibungslos hinter mich, wahrscheinlich dank der Einsicht in ihre Notwendigkeit und der richtigen Einschätzung des zu ihrer Bewältigung unumgänglichen Energieaufwands. Einmal – ich stand vor dem offenen Spielzeugschrank auf der zweiten Stufe der Treppe ins Obergeschoss, um besser Übersicht zu haben, und die Ferien hatten begonnen –, einmal hat meine Mutter mich, wie es ihre Art war, gefragt, ob ich nicht Schulstoff repetieren sollte. Sie hat die Anregung nie wiederholt; es war sinnlos.

Fremden Menschen bin ich zuerst im Wald begegnet. Die Nachbarn waren nicht fremd, ich war von klein auf in ihre Bekanntschaft hineingewachsen. Der neunzigjährige Geizhals, dem das Grundstück gehört hatte, auf dem unser Haus stand, war nicht mehr ganz recht im Kopf und drang von Zeit zu Zeit in unsern dicht mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Garten ein, um die alte, kahle Ordnung wiederherzustellen. Ich erinnere mich an eine Sekunde eisigen Entsetzens, als ich ihn dabei ertappte, wie er ein von mir aufgezoogenes Bäumchen umschnitt. Seinem eisblauen Blick war ich nichts; der Uralte schaute nach innen in die Zeit, da er, wie erzählt wurde, auf dem Rigi den deutschen Prinzen und russischen Grossfürsten die Schnurrbärte gestutzt und gewichst hatte.

Hundert Schritt weiter, in einer Hütte unter Obstbäumen, die in den Boden moderte, hauste ein alter Schneider. Zuweilen im Sommer sass er im Schneidersitz unter dem Hüttenvordach und verlas vorjährige Kartoffeln. Ich fürchtete seine gebückte, graue Gestalt, sie war ein lebender Vorwurf: Was nur hatte ich falsch gemacht? In der finstersten Gasse der

Altstadt gab es einen Kundenschneider, der unter einer Dachluke auf dem Schneidetisch den Schneidersitz übte; er liebte abgestandene Witze und hustete Staub beim Lachen. Zehn Schritt weiter ruderte ein Schuster mit den Daumen des Daumenlutschers in der Luft herum und machte hellblaue, rotdurchäderte Augen. Sie und die andern Ladenhüter waren mir nicht fremd.

Den Menschen ohne Filter eines schulischen, elterlichen, geschwisterlichen oder nachbarlichen Vorurteils bin ich zuerst im Wald begegnet, mit Unvoreingenommenheit und Mut im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit des Kindes. Der Fremde im Wald wurde nicht beurteilt, sondern gelten gelassen, wie er war.

Im Wald gab es die Holzhacker. Ich bewunderte ihre Schwerarbeit an der Quersäge, mit Beilen und Keilen, Hämmern und Schälmessern; sie verfügten über Leben und Tod der zwanzig Meter hohen Tannen. Ihre altertümliche Ausrüstung liess keine Fragen offen, jede Funktion war klar, ihre Auswirkung grässlich eindrücklich, und die kurz angebundenen Reden galten dem zu Behändigenden. Ich benied sie darum, im Freien essen zu dürfen, während ich mich immer nach Hause sputen musste. Andererseits litt ich unter der Zerstörung, die mit ihrem Handwerk einherging: das Ächzen und Zittern des Baums, wenn der hinter der Säge eingeschobene Keil mit wuchtigen Hammerschlägen in den Schnitt geschoben wurde, das Knattern des Anbruchs, das Niederdonnern der Krone, das wie ein Sturm die umstehenden Bäume durchfuhr und beim Aufprall die Erde erzittern liess. Immerhin vergalt der Baum es den Holzern mit Gefahr und Erschöpfung. Dennoch blähte sich und platzte bei jedem Sturz ein empörtes Grauen: Woher nahm sich der Mensch das Recht, ein lebendes Wesen umzulegen, zu häuten und zu zersägen? Es gab allerdings Steigerungen des Unrechts. Die Erdarbeiten mit Bagger und Lastwagen hatten überhaupt kein Verhältnis mehr zu dem, was sie anrichteten. Wiesen und Äcker wurden röhrend abgeräumt, für immer, denn sie kamen unter Fabrikhallen, Schulbauten, Wohnkolonien nie mehr zum Vorschein. Bach für Bach eingedolt, wo Blumen im Wind gebimmelt hatten: Lehm, Kies, Beton; welch scharfes Leiden, jahrelang, dass die Welt nie stillstand, dass trotz genauester Beobachtung überhaupt kein Ansatz zu einem Stillstand auszumachen war! Warum? Und keine Antwort, es gab keine. Ich wusste als Kind längst um die Unumkehrbarkeit dieses Vorgangs.

Im Wald wirkten noch andere Menschen. Die Spaziergänger und Waldläufer zählten nicht; ihnen waren die Schattenhallen noch vor der Erfindung des einschlägigen Ausdrucks, welcher der Natur das Recht auf sich selbst abspricht, «Erholungszone». In der Nähe der Waldränder taten die Laub-, Tannenzapfen- und Reisigsammlerinnen mit Leiterwagen, Jutesäcken und Kindern, mit groben Schürzen und Männerschuhen langsam ihr Tagewerk. Sie waren zu freundlich, einige nannten mich beim Vornamen, obwohl ich ihren Namen nicht kannte, und brachten mich in Verlegenheit. In ihnen zeigte das Geheimnis sich an.

In der Walddtiefe begegnete man den Pilzsammlern, sie waren des Geheimen geduldete Gäste, um ihre schleicherische Tätigkeit wussten sie eine abweisende Stille zu verbreiten, die vermutlich andre von ihren Plätzchen schweratmenden Pilzlerglücks fernhalten sollte, jedoch auch von ihrem vorsichtigen Auftreten ausging: der passionierte Mycetophage fürchtet bei jedem Schritt, einen Röhrling oder Riesenritterling zu zertreten oder zu übersehen, ihm schreit es vom Boden herauf ununterbrochen Halt! entgegen, denn ein Netz voller Totentrompeten ist kein Ersatz für verpasste vier Reizker oder Pfifferstinklinge, und Blut und Schweiss rinnt ihm hernieder beim Anblick der Waldläufer, die quer durchs mycelträchtige Laub und Tannenmoos trampeln und das Filzgewebe der Hexenringe zertrennen.

Abgewandt, in sich versunken wirken die heimkehrenden Fabrikarbeiter. Gewisse Wälder waren umstellt von alten Fabriken, die im letzten Jahrhundert die Antriebskraft der Bachgefälle genutzt hatten. Noch blühte die Textilbranche, Spinnereien, Webereien, Färbereien, chemische und Farbwerke. In einem der zwischen steilen Anhöhen eingekeilten Seitentäler reihten sich die Betriebe hintereinander, und von den Waldbuckeln konnte man einen Blick aus der Vogelschau auf ihre Sheddächer und in die Hochkamine werfen. Für etliche Arbeiter führte der nächste Weg nach Hause quer über einen Waldberg ins andre Tal. Sie trugen das hohle Röhren der Sirenen und die schalen oder scharfen Gerüche von gesottenem Garn oder Tuch in den Überkleidern oder auch Kleckse, die sie sich, wie ich mir das als Kind vorstellte, beim Beizen und Färben an den riesigen Bottichen geholt hatten, wo die Garnstrangen und Stoffbahnen gekocht wurden und hie und da einer ertrank und anilinrot herausgezogen wurde. Sie sagten nichts oder Guten Tag, obwohl es Abend war, sie gingen zielgerichtet, meist einzeln, einige schoben mit grossen Schritten ein Rad bergan. Sie gingen grau, es war, als ob sie, aus dem Lärm und

Ölgeruch der Maschinensäle kommend, Lautlosigkeit und gelbe Windstille verbreiteten. Woran dachten sie? Ich stand am Rand ihres mühsamen Weges, wissend, hier ging ein ganz andres Leben als das meine – und nicht weniger gültig.

Ich habe dem Gottvertrauen meiner Eltern einiges zu danken.

Der Rauch des Reisigfeuers nebelt Roman ein, er rollt sich zu bläulichen, durchscheinenden Schnecken, quillt, der Senkrechten ausweichend, seitlich in die Höhe, verwickelt den müden Blick in seine Wirbel, löst sich auf und lässt ihn in eine weite, von Blut rauschende Einsamkeit fallen. Auch die Holzer scheinen ferngerückt; zurückgezogen in ihre fremden, undeutlich fließenden Gedanken paffen sie stumm vor sich hin, der Jüngere wirft von Zeit zu Zeit Hackschnitzel oder eine Handvoll Sägemehl in den zusammengesunkenen Gluthaufen, ein Knastern, ein Rauchstoss, ein jähes Aufflackern, und die Stille flutet zurück mit gelegentlichem Knacken und Rascheln zusammenstürzender Gluttürme und mit gepressten Vogelrufen. Der weisse Himmel blendet, eine Milchglasglocke senkt sich herab, voller Schwindel und Schlaf.

«Auso!» Roman fährt zusammen. Der jüngere Holzer wirft den Stumpenstummel auf den von Asche verschneiten Glutmeiler, an dessen Oberfläche er als blaues Flämmchen kurz sitzenbleibt. «Tänk scho.» Der Ältere klopft die Pfeife am Stamm aus. Beide haben vergessen, dass noch einer da ist, drehn sich nicht um und gehen zu einem mit rostigem Blech gedeckten Zigeunerwagen, aus dessen Fensterluke das Schornsteinrohr eines Hexenhäuschens ragt; sein Blecharm, im Ellenbogen abgewinkelt, trägt eine Kegelmütze. Sie öffnen die Tür, an deren Innenseite zwei Kittel baumeln, der Ältere deponiert den Tornister, der Jüngere langt ein Beil heraus: «Weli nämmer zeersch?» – «Di letschte wi idr Bibu.» Mit Riesenschritten, einer hinter dem andern, entfernen sie sich nach rechts, verschwinden aus Romans starrem Blick. Er verliert den Boden unter den Füßen, sein Körper beginnt zu treiben, zufrieden vor Ermattung, ihm kann nichts passieren, die Strahlung des glosenden Feuers und die durch einen dünnen Wolkenschleier wärmende Sonne hüllen ihn in einen weissen Mantel. Er schaut nach Erde aus, rutscht vom Stamm und taumelt zu einem Reisighaufen, Weisstanne, sagt er laut, als müsse er etwas genau bestimmen, das Reisig wächst ihm entgegen, fängt ihn auf, er dreht sich auf die rechte Seite, zieht die Beine an und schiebt den Arm unter den Kopf, der scharfe Duft der erhitzten Nadeln fällt über ihn, er ist mitten drin und weg.

